Eine Grafentochter.

Roman von Josephine Gräfin Schwerin.

(6. Fortsetzung.)

„Nicht arm, reich, Therese, unsäglich reich, denn ich kämpfe für unsere Liebe und für die höchsten Güter der Menschheit, wir werden nicht nur für uns leiden, sondern dafür, daß nicht Andere, gleich uns, unter dem Druck unwürdiger Vorurtheile schmachten; Jeder, der seine eigenen Ketten sprengt, löst damit zugleich einen Ring von der Keite, welche die Menschheit wund drückt. Verstehst Du das, geliebtes Herz?“

Sie schüttelte den Kopf. „Wie sollte, was ich jetzt gethan habe, einem anderen Mädchen nützen, dessen Vater sie zu einer Heirath zwingen will, wenn ihr nicht ein Mann, wie Du, zur Seite steht?“

„Davon sprechen wir ja nicht,“ rief er ungeduldig, „nicht von Dir, von mir, nur von einem Stande der Vorurtheile — ach genug — lasse das!“

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Du bist erregt, Deine Hand zittert, Joachim, bereust Du jetzt schon — ein Wort von Dir—noch ist es nicht zu spät —ich thue, was ich gestern wollte—das Leben ist so wenig werth — und Du bist frei!“

„Thörichtes, geliebtes Mädchen, wie Du wild bist—was habe ich denn gesagt? Liebe ich Dich denn nicht, bin ich denn nicht ganz Dein, Du mein höchstes, einziges Glück, mein Sonnenstrahl, mein Leben, mein Stern!“

Er hatte sie in seine Arme gezogen und bedeckte ihr Gesicht mit seinen heißen Küssen.

Ein lang anhaltender Pfiff, dann verkündete die langsamer werdende Fahrbewegung, daß man in B. angekommen.

„Für heute also mußt Du in's Hotel, morgen sorge ich weiter für Dich,“ sagte er, während der Zug in den hell erleuchteten Perron einfuhr.

Das Gepäck war schnell besorgt, eine Droschke genommen und bald der Englische Hof in der Lindenstraße erreicht. Es war eines der ersten Hotels, das Joachim nicht eben zweckmäßig gewählt hatte. Der Portier sah mit vornehmer Herablassung auf das junge, einfach gekleidete Mädchen mit dem geringen Gepäck, und erst als er in Joachim, trotz dessen Civilkleidung, den Officier erkannte, wurde er geschmeidiger.

„Weisen Sie der Dame ein Zimmer an,“ sagte Joachim, „ein billiges“ brachte er nicht über die Lippen, „und schicken Sie ihr ein gutes Abendessen hinauf. — Solltest Du noch etwas wünschen, so brauchst Du nur zu klingeln,“ wandte er sich an Therese.

„Du willst gehen?“ fragte sie erschrocken.

„Natürlich, mein Herz,“ flüsterte er, ihr beruhigend die Hand drückend, „morgen komme ich zu Dir.“

13.

In einer schlaflosen Nacht hatte Joachim sich's überlegt, daß es am besten sein werde, Therese einige Wochen in dem Englischen Hof zu lassen; in dieser Zeit mußten seine Angelegenheiten so weit geordnet sein, daß er sie heirathen konnte. Es galt ja am Ende nichts weiter, als seinen Abschied einzureichen, dann war er frei und ihrer Verbindung stand nichts im Wege.

Er hatte sich am nächsten Tage bei seinem Vorgesetzten zu melden. Der Oberst empfing ihn sehr freundlich.

„Wie ist es Ihnen ergangen, lieber Steinitz?“ fragte er, „die Angelegenheit die Sie fortrief, nach Ihrem Wunsche geordnet?“

„Zu Befehl, Herr Oberst, vollkommen.“

„Sie sehen aber elend aus, Sie müssen dafür sorgen, daß Sie wieder die blühende Gesichtsfarbe zurückbekommen,“ fuhr der Oberst mit einem theilnehmenden Blick fort.

„Ich befinde mich ganz gesund, Herr Oberst,“ erwiderte Joachim.

Er hatte die Absicht gehabt, seinem Chef schon mündlich mitzutheilen, daß er seinen Abschied einzureichen gedenke, diese Fragen privater Natur, die ihm in seiner augenblicklichen Stimmung aufdringlich erschienen belehrten ihn, daß er dann Erklärungen zu geben haben würde, denen er vorläufig noch ausweichen wollte.

Erst in ziemlich vorgerückter Stunde erreichte er den englischen Hof. Der Portier, der ihn sofort erkannte, sagte mit großer Beflissenheit: „Zimmer No. 36, eine Treppe hoch, links.“

Etwas in dem Ton und Blick des Menschen, was er nicht näher zu bezeichnen gewußt hätte, reizte ihn; mit einer hochmüthigen Miene, die ihm sonst nicht eigen war, sagte er, seine Visitenkarte hervorzeigend: „Hier, meine Karte, schicken Sie sie hinauf.“

Als er einige Augenblicke später bei Therese eintrat, flog sie ihm mit einem unterdrückten Jubellaut an den Hals.

„Endlich, ich verging fast vor Angst, Alles ist hier so fremd und unheimlich. Ich dachte, Du hättest mich verlassen, alles Schreckliche schien mir wahrscheinlich.“

„Liebes Herz!“ Er küßte sie, aber seine Empfindung war die der Ungeduld. „Du wirst Dich daran gewöhnen müssen, denn einige Wochen vergehen jedenfalls, ehe meine Angelegenheiten so weit geordnet sind, daß ich an die Heirath denken kann.“

„Einige Wochen?“ fragte sie erschreckt „und die soll ich hier bleiben? Das ist ja entsetzlich!“

„Ja, mein Himmel, es geht doch eben nicht anders, wir müssen die Folgen unseres Handelns tragen.“

Ein Blatt Papier lag auf dem Tisch, er griff danach: es war bereits die Tagesrechnung, in einer Höhe, die ihn erschreckte. Wo sollten die Summen herkommen!

„Es ist viel, Joachim,“ sagte Therese, die an seinem Stirnrunzeln merkte, daß er es ebenso fand, „wenn—wenn es noch lange dauern muß, bis—ich Deine Frau werde — dann will ich etwas erwerben, ich würde es auch nicht aushalten, hier ohne Beschäftigung allein zu bleiben. Ich finde gewiß in einem großen Geschäft Stellung—o, ich bin geschickt—“

„Unmöglich, welche Idee!“ unterbrach sie Joachim heftig. Alles Blut drang ihm zum Herzen bei der Vorstellung, daß seine Braut, das Mädchen, das seinen Namen tragen sollte, eine solche Stellung suchen wollte. Seine Träume von Gleichheit — wo waren sie in diesem Augenblick geblieben.—„Niemals, niemals darf das geschehen!“

„Zürnst Du mir, Liebster?“ fragte Therese eingeschüchtert. „Ich meinte es gut.“

„Ich glaube Dir, mein Lieb,“ tröstete Joachim besänftigt.

Es erfüllte ihn mit Mitleid, daß er sie gekränkt hatte, und er fühlte doch zugleich, daß zwischen ihrem Denken und Empfinden eine Kluft lag, die unausfüllbar schien. Und doch — er durfte das nicht fühlen, nicht denken — um keinen Preis, nur sie lieben—nichts weiter! Er schloß sie in seine Arme und küßte sie wieder und wieder zärtlich; ja, er wollte glücklich sein, er war es!!

„Also Du liebst mich doch, Joachim,“ sagte sie, fest an ihn geschmiegt, „sieh, mich überfiel es heute mit einer wahnsinnigen Angst, Du könntest meiner jetzt schon überdrüssig sein, könntest nicht wieder kommen, und ich dann, eine verlassene Braut, dem Vater, der Heimath entflohen — o, mir graute vor dem, was dann kommen mußte!“

„Mit welch schrecklichen Bildern quälst Du Dich, Kind, ich bin ja bei Dir, ich liebe Dich, mein Arm stützt Dich, und bist Du erst mein Weib, so soll es Niemand wagen, Dich anzutasten.“

„Doch Du sagst, es dauert noch lange, bis Du mich dazu machen kannst,“ erwiderte sie, „und hier, ohne Dich, in dieser tödtlichen Einsamkeit, vergehe ich vor Angst und Grauen.“

Er sprang auf und durchmaß mit großen Schritten das Zimmer.

„Du kannst hier auch nicht bleiben — aus mehr als einem Grunde ist es unmöglich.“

Seine Gedanken gingen suchend und fragend umher und blieben dann endlich an Haftner hängen. Freilich, seine Mutter war ihm widerwärtig, von ihr einen Dienst zu erbitten—sein Blut empörte sich dagegen. Doch sie war eine rechtschaffene und eine einfache Frau, und vor Allem, sie war die einzige, an die er sich wenden konnte; der Sohn mußte es vermitteln.

„Habe nur Geduld bis morgen, mein Lieb, dann bringe ich Dich fort, zu braven Leuten, bei denen Du Dich wohl fühlen wirst,“ sagte er. „Bis dahin sei mein starkes, gutes Mädchen.“

Er ging eilenden Schrittes die Treppe hinab, die Straße entlang; es war etwas Fieberhaftes in ihm; seine Pulse klopften, er mußte sich auf sich selbst und die Ereignisse der letzten Tage besinnen. Die breiten Straßen, die eleganten Häuser, die tausend kostbaren Luxusartikel, die hinter hohen Spiegelscheiben zum Verkauf ausgelegt waren, die Equipagen, das vornehme Publikum, Alles das sah ihn fremd an und umspann ihn mit wunderlichem Zauber. Er hatte bisher mit zu dieser Welt gehört, er hatte selbst in den Cafés gesessen, aus denen ihm ein lautes Gesumme entgegendrang, er hatte selbst an der Seite einer vornehmen Dame plaudernd und lachend gegangen, wie dort jener Offizier, mit den silbernen Litzen auf den Aufschlägen—vorbei, von heute ab schied ihn eine tiefe Kluft von Denen, die ihn sonst als den Ihren betrachtet—er mußte erwerben für sich und sein Weib!

Mit einem tiefen Seufzer richtete er sich stramm auf; er war Einer von Denen, die für die hohen Ideen der Menschheit, für die Rechte des Herzens litten, er wollte einen Stein von den Schranken fortbrechen, welche Mensch von Menschen trennen. So sagte er sich, doch die rechte Begeisterung zu dieser „großen That“, wie er sie nannte, wollte nicht kommen.

Er hatte Haftners Wohnung, im Süden der Stadt, da, wohin die vornehme Eleganz noch nicht gedrungen war und wo in vielstöckigen Miethshäusern Diejenigen wohnten, für welche der Luxus nur ein Erwerbs-, nicht ein Genußmittel ist, erreicht. Er war die drei Treppen emporgestiegen und schellte.

Frau Haftner selbst öffnete ihm. Sie trug eine große blaue Leinwandschürze und war augenscheinlich in der unmittelbar neben der Flurthür gelegenen Küche beschäftigt gewesen, aus der Joachim ein starker Essengeruch entströmte.

„Ist Ihr Herr Sohn zu Hause?“ fragte er.

„Ja, es ist seine Arbeitszeit, in der er sich nicht stören läßt,“ antwortete Frau Haftner, während ihre großen, scharfen Augen Joachim fest ansahen.

„Ich hoffe doch, daß er mich spricht, ich komme in einer dringenden Angelegenheit.“

Die kalten Augen maßen ihn noch einmal, dann wandte sie sich um, öffnete die gegenüberliegende Thür und rief hinein: „Fritz, Herr von Steinitz ist hier, soll ich ihn zu Dir hineinlassen?“

„Gewiß,“ klang es zurück. Frau Haftner machte eine Handbewegung gegen die Thür und verschwand in der Küche.

Joachim trat ein. Fritz saß vor einem mit Büchern und Zeichnungen bedeckten Tisch, über ein großes Reißbrett gebeugt. Er hielt einen Bleistift zwischen den Zähnen, mit einem zweiten zeichnete er und sagte, ohne aufzusehen: „Bitte, nehmen Sie Platz, nur einen Augenblick, ich bin gleich bereit.“

Er zeichnete noch einige Minuten weiter, dann legte er die Stifte fort, schob das Brett bei Seite und reichte Joachim die Hand. „Entschuldigen Sie, man kann nicht so im Moment die Arbeit abbrechen. Wir haben uns lange nicht gesehen.“

„Ich war auf Urlaub bei meinen Eltern.“

„Ach so! Nun, wie schaut es in der alten Heimath aus?“

„Unverändert häßlich und philiströs; doch davon ein anderes Mal. Ich komme heute mit einer Bitte zu Ihnen, um einen Freundschaftdienst, den eben nur Sie und — Ihre Frau Mutter mir erweisen können; ich wüßte Niemand sonst.“

Es kam gepreßt und leise über seine Lippen.

Haftner sah ihn überrascht an.

„Um was handelt es sich?“ fragte er Joachim hatte einen Bleistift ergriffen und drehte ihn mit nervöser Hast zwischen den Fingern.

„Ich — lassen Sie mich kurz sein: Sie erinnern sich an Therese Borchardt, die Tochter des Tischlermeisters Borchardt?“

Haftner nickte.

„Eine alte, halb vergessene Liebe zwischen uns, aus frühester Jugend, erwachte beim Wiedersehen heiß und leidenschaftlich. Theresens Vater ist ein Tyrann, der sie zu einer unwürdigen Heirath mit einem ungebildeten und ihr verhaßten Manne zwingen wollte. Da auf den störrischen Alten nicht einzuwirken war, blieb uns keine Wahl. Therese mußte ihn heimlich verlassen. Sie hat mich hierher begleitet und ist augenblicklich in einem Gasthause. Sie sehen ein, daß sie da nicht bleiben kann, daß ich ihrem Vater und meinen Eltern die Thatsache erst mittheilen darf, sobald sie eine sichere und anständige Heimath gefunden hat. Bis ich ihr diese zu bieten habe, wird eine längere Zeit hingehen — Sie begreifen das. Ich bitte Sie nun herzlich, legen Sie bei Ihrer Frau Mutter ein gutes Wort ein, daß sie Therese so lange bei sich aufnimmt. Unser inniger Dank ist ihr gewiß und Therese wird sich ihr gern in jeder Weise nützlich machen, sie ist an Thätigkeit gewöhnt.“

Haftner war aufgestanden und ging mit gesenktem Kopf in dem Zimmer auf und ab. „Hm. hm, hm.“

Joachim folgte ihm mit gespanntem Blick. Endlich blieb Haftner vor ihm stehen.

„Sie gedenken das Mädchen wirklich zu heirathen?“

Joachim fuhr auf. „Welche Frage. Natürlich. Trauen Sie mir zu, daß ich Ihnen, Ihrer Mutter meine Geliebte in's Haus führen wollte? Kein Schatten liegt auf Theresens Ehre, sie ist meine Braut, mit diesem Gewaltschritt haben wir nur den Verhältnissen Rechnung getragen; sobald meine Angelegenheiten so weit geordnet sind, führe ich sie als meine Frau heim.“

Haftner hatte seine Wanderung wieder aufgenammen und sagte nach einer kurzen Pause: „Offenheit gegen Offenheit, Herr von Steinitz, Sie haben da eine große Thorheit begangen.“

Joachim zuckte zusammen. „Das sagen Sie — Sie, der Sie mir unzählige Male von Ihrem Widerwillen gegen Standesvorurtheile, von Ihrer Empörung über die Schranken gesprochen haben, welche eine vornehme Minderzahl von dem armen, leidenden, arbeitenden Volk trennt? Und nun ich endlich dem dunkeln Drange, der mich lange erfüllt, folge, die Kluft überspringe, den Kampf mit den entwürdigenden Weltgesetzen aufnehme, nun nennen Sie es Thorheit?“

Haftner lächelte ironisch. „Verzeihen Sie, Herr von Steinitz, von einem solchen Kampf sehe ich keine Spur, wo zwei Menschen, von der Leidenschaft getrieben, einander angehören wollen. Die sozialen Uebel, von denen ich gelegentlich einmal zu Ihnen gesprochen, liegen auf anderen Gebieten, müssen durch andere Mittel geheilt werden. Darüber zu reden, ist jetzt nicht am Platz. Lassen Sie uns bei dem konkreten Fall stehen bleiben; zu einem Spiel, zu einer bloßen Liebelei ist das Mädchen zu schade — ich kenne sie: sie ist brav und aus einer braven Familie; erhitzen Sie sich nicht,“ schaltete er ein, als Joachim sich heftig erhob. „Sie gehen, wenn Sie die Sache ernst nehmen, Therese wirklich heirathen wollen, gewaltigen, nie endenden Kämpfen entgegen, Sie stehen vor einem Bruch mit Ihrer Familie, mit Ihrer Karriere, Ihren gesammten Verhältnissen, es gehört eine übermächtige Liebe dazu, um da stark zu bleiben und nicht zu bereuen, haben Sie das wohl überlegt?“

„Was ist da zu überlegen?“ rief Joachim ungeduldig, „Therese ist hier und ist meine Braut, wir haben unwiderruflich entschieden.“

„Unwiderruflich doch kaum,“ meinte Haftner, „wahrscheinlich weiß hier noch Niemand davon und Ihren Eltern, Theresens Vater gegenüber, wäre doch ein Ausgleich noch möglich.“

„Unmöglich — Therese darf nicht geopfert werden, sie liebt mich, sie vertraut mir und — auch mein Glück ruht allein in ihrer Hand.“

„Hm.“ — Haftner blieb wieder vor ihm stehen. „Sie geben mir Ihre Hand darauf, daß Sie das Mädchen heirathen?“

„Meine Hand, mein Wort.“

Haftner drückte heftig seine Rechte. „Dann soll sie bis dahin bei uns bleiben.“

„Sie glauben, daß Ihre Mutter einwilligt?“ fragte Joachim freudig.

„Ich sorge dafür.“

Am folgenden Tage zog Therese in das Haftner'sche Haus ein. Der Empfang war wenig ermuthigend. Frau Haftner fixirte sie mit ihren kalten Augen scharf und sagte: „Ich habe mich nur schwer entschlossen, Sie bei mir aufzunehmen; ein Mädchen, das mit einem jungen Mann davonläuft, flößt mir natürlich kein Vertrauen ein, doch mein Sohn meint dafür bürgen zu können, daß Sie trotzdem sich brav halten würden. Da will ich's denn versuchen, doch ich bin eine strenge, ehrbare Frau, halte auf Sitte und Ordnung und Niemand kann mir ein X für ein U machen.“

Therese senkte unter dieser scharfen Rede erglühend den Kopf. Joachim stand wie auf Dornen, er hätte am liebsten Therese mit einer heftigen Erwiderung mit sich genommen — allein wohin? ihm blieb keine Wahl.

So mußte er auch Stand halten, als Frau Haftner sich an ihn mit den Worten wandte: „Und Ihnen, Herr Lieutenant, sage ich gleich, daß ich viele Besuche, Spaziergänge und dergleichen, wie es jetzt unter Brautpaaren Mode ist, nicht dulde. Ein oder zwei Mal die Woche mögen Sie Ihre Braut besuchen; hat man sich wirklich lieb, so braucht's nicht, daß man sich alle Tage sieht, die Liebe hält vor, und wie die Sachen hier, zwischen Ihnen und dem Mädchen, nun einmal stehen, muß ich doppelt darauf halten, daß nichts Ungehöriges geschieht.“

„Ich muß mich allerdings Ihren Bestimmungen fügen,“ entgegnete er leichenblaß, „doch kann ich nicht umhin, es auszusprechen, daß Sie uns die Abhängigkeit von Ihrer Güte stark fühlen lassen.“

Sie zuckte die Achseln. „Ich habe stets darauf gehalten, daß in meinem Hause nur geschieht, was ich für richtig und anständig finde.“

Trotz dieser ersten bittern Stunde konnte dann Therese nicht klagen. Frau Haftner übertrug ihr eine Reihe häuslicher Arbeiten, die sie sonst selbst verrichtet hatte, da sie kein Mädchen hielt.

„Arbeit ist das beste Hilfsmittel gegen quälende Gedanken, an denen es Ihnen wohl nicht fehlen wird,“ sagte sie.

Da Therese das ihr Aufgetragene umsichtig und gut ausführte, war sie mit ihr zufrieden, das bescheidene und stille Wesen des Mädchens gefiel ihr und so schwand allmählich etwas von dem Vorurtheil, mit dem sie es zuerst betrachtet hatte. Wenn sie Therese auch kein lobendes oder freundliches Wort sagte, so empfand diese doch, daß sie ihr wohlgesinnt wurde. Die Arbeit, die ruhige Ordnung der kleinen Häuslichkeit thaten ihr wohl, und obgleich sie Fritz wenig sah und er bei den Mahlzeiten meist ziemlich still war, so hatte sie doch das deutliche Gefühl, an ihm einen Freund zu besitzen, auf dessen Beistand sie zählen durfte. So war sie zufrieden und ergab sich geduldig in die nothwendige Wartezeit.

Joachim hatte das schwerere Loos; in ihm war nichts von Ruhe, Sammlung von Geduld, sondern nur ein maßloses Drängen und Wogen, ein Sturm der Gefühle, den er nicht dämpfen konnte.

An demselben Tage an dem Therese in das Haftner'sche Haus eingezogen, hatte er an seinen Vater und an Borchardt geschrieben. Sein Abschiedsgesuch sowohl, als eine Rücksprache mit seinem Vorgesetzten, hatte er hinausgeschoben, bis er von dort Antwort erhalten.

Borchardt schrieb nicht an ihn, sondern an seine Tochter. Er erklärte ihr, daß er mit dem Lieutenant von Steinitz nichts zu thun habe, ihr aber wolle er sagen, daß er bereit sei, das Geschehene zu vergeben und zu vergessen, wenn sie sofort zu ihm zurückkehren und Bergfelds Frau werden wolle, der einmal so in sie vernarrt sei, daß er selbst jetzt noch ihr seinen rechtschaffenen Namen zu geben bereit sei. Er hoffe, sie werde seine väterliche Nachsicht anerkennen und nicht zögern, Gebrauch von dem Mittel zu machen, das sie wieder zu einem ehrbaren Frauenzimmer mache, da er überzeugt sei, daß nur die leichtfertige Moral des Herrn von Steinitz sie zu einem so unwürdigen und entehrenden Schritt verleitet habe.

Gleichzeitig erhielt Joachim einen Brief seines Vaters, den Ausbruch eines tief empörten, leidenschaftlichen Gefühls. „Nie hätte ich geglaubt,“ schrieb er, „daß mein Sohn sich so tief erniedrigen, so Ehre und Pflicht vergessen könnte. Schämst Du Dich nicht, gleichsam unter den Augen Deiner jungen, reinen Schwestern ein Liebesverhältniß mit einem Mädchen anzuknüpfen, daß an Stand und Bildung tief unter Dir ist? Wenn Dich aber Dein ungezügeltes Temperament, Dein exaltirtes Empfinden, das sich leider von früh an bei Dir entwickelte, zu solchem Vergehen verleitete, so mußtest Du Mittel und Wege finden, es zu sühnen, Dich mit dem Mädchen auseinanderzusetzen, ohne Deinen Namen, Deine Pflichten als Offizier und als Sohn zu verletzen. Daß Du als Gatte eines solchen Mädchens den Rock des Königs nicht mehr tragen kannst, sagst Du Dir selbst, was willst Du thun, wohin Dich wenden? Welche Zukunft eröffnet sich Dir? Diese Fragen müßten Dir die kindische Thorheit Deines Beginnens vor Augen führen. Ueberlegst Du aber, was Du Deiner Stellung als Kavalier, als Offizier schuldig bist, bedenkst Du, welche Hoffnungen ich auf Dich gebaut, welche Opfer ich meinen Söhnen gebracht, um ihnen eine ehrenvolle Zukunft zu sichern, welche Pflichten Du gegen Deine armen, unversorgten Schwestern hast, die dereinst nur auf ihre Brüder angewiesen sein werden, dann wirst Du einsehen, daß Du schlecht und unehrenhaft zugleich gehandelt hast. Ich mag nicht wissen, wie Du mit dem unglücklichen Mädchen, dessen leichtsinnige Leidenschaft Du ausgebeutet, stehst — ich will nicht fragen, ob Euer Verhältniß ein reines geblieben und Du sie wirklich nur als Deine Braut mit Dir genommen hast, wie ich es fast aus dem Umstande erhoffen möchte, daß sie bei einer achtbaren Frau Unterkunft gefunden hat. Jedenfalls ist ihr Vater bereit, sie wieder bei sich aufzunehmen; es war nichts Leichtes für mich, mit dem rechtschaffenen Mann, dessen bis dahin brave Tochter von meinem Sohne, wenn nicht entehrt, so doch mit einem unauslöschlichen Makel behaftet ist, zu verhandeln. Ich hoffe von Deiner gesunden Vernunft, Deinem Ehrgefühl, Deiner Erkenntniß, was Du Deiner Familie schuldig bist, daß Du nicht zögern wirst, Dich aus den unwürdigen Fesseln zu befreien und dafür zu sorgen, daß das Mädchen sofort zu ihrem Vater zurückkehrt. Sollte Geld nöthig sein, um sie dazu zu veranlassen, so sage es mir; Du weißt, daß ich nicht mehr habe, als eben das Leben erfordert, dennoch soll mir kein Opfer zu groß sein, um Dich aus dieser erniedrigenden Situation los zu machen. Der Gedanke, daß die Deinen sich für Dich Entbehrungen auferlegen, kann Deine Strafe sein, ein Mittel, Dich vor ähnlichen Thorheiten und — Ehrlosigkeiten, ich kann Dir das harte Wort nicht ersparen — zu bewahren. Hoffentlich wissen Deine Vorgesetzten und Deine Kameraden von Deinem wahnsinnigen Leichtsinn noch nichts und es ist so noch möglich, nach Außen hin Alles ungeschehen zu machen. Meine Liebe, meine Achtung, mein Vertrauen hast Du — Du wirst das begreiflich finden — vorläufig eingebüßt, es wird einer langen Zeit und strenger Pflichterfüllung bedürfen, um sie wieder zu gewinnen. Ich zweifle nicht, daß Du die helfende Hand, die sich Dir bietet, um Dich aus dem Abgrund, in den Du Dich unbesonnen gestürzt, empor zu ziehen, dankbar und ohne Besinnen ergreifst. Solltest Du pflichtvergessen genug sein, sie zurückzustoßen, so wisse, daß Du von dem Augenblick an nicht mehr mein Sohn bist, daß ich mich unwiderruflich von Dem abwende, der in sträflichem Leichtsinn verleugnet, was er der Ehre als Offizier, seinem Namen und seiner Sohnes- und Bruderpflicht schuldet.“

Dieser Brief war nicht geeignet, die hochgehenden Wogen der Empfindung in Joachim zu sänftigen. Sein Vater kannte ihn wenig, wenn er glaubte auf diese Weise seinen Willen zu brechen. Er erschien sich nur um so mehr als Märtyrer und stürmte in wildester Aufregung zu Therese.

Sie kam ihm bleich und zitternd entgegen und reichte ihm stumm den Brief ihres Vaters.

Er durchflog ihn rasch und sagte dann mit zornigem Spott: „Natürlich, Gehorsam, Gehorsam! Was hat ein Vater Anderes von seinem Kinde zu fordern, was braucht er nach dessen Gefühlen, nach den Geboten des Herzens zu fragen! Er ist der Vater, er befiehlt, damit Basta, gehorche, oder Du bist aufgegeben, verdammt!“

„Joachim,“ bat Therese ängstlich, „Du kennst Dich selbst nicht, beruhige Dich!“

„Mich beruhigen!“ rief er, „Willst Du Deinem Vater gehorchen? Willst Du in die Sklaverei zurück, der Du entflohen — gehe, ich halte Dich nicht!“

Therese erbleichte. „Bist Du meiner überdrüssig, so sage es nur,“ kam es bebend über ihre Lippen.

In Joachim wallte das heiße Mitleid mit ihr von Neuem auf. Er riß sie an sich. „Mein starkes, muthiges Mädchen, mein Lieb, meine Braut, vergieb mir, ich bin elend, außer mir, ich kenne mich selbst nicht!“

Und wild, wie er gekommen, stürmte er wieder fort.

14.

Auf dem Heimwege beschloß Joachim, schleunigst sein Abschiedsgesuch einzureichen — heute noch. Die Absicht, die er gehabt, mit dem ihm wohlgesinnten Oberst zu sprechen, bevor er einen entscheidenden Schritt that, gab er wieder auf; vielleicht erhielt er nur ähnliche Mahnungen wie von seinem Vater. Weshalb sollte er seine Handlungsweise einer Kritik aussetzen, im Dienst bleiben konnte er ja in keinem Fall, also war rasches Handeln das Beste.

Als er in seine Wohnung zurückkehrte, fand er zwei Briefe auf dem Tische liegen. Er ergriff den ersten: er war von seiner Mutter. Sie schrieb, sie könne sich denken, daß die im ersten Zorn hingeworfenen Zeilen des Vaters sehr hart gelautet, und sie beschwöre Joachim um seiner Liebe zu ihr, der treuen, zärtlichen Mutter willen, deren Herzensliebling er ja sei, sich nicht durch diese scheinbare Härte und Unversöhnlichkeit reizen zu lassen. Er möge bedenken, wie sie Alle der unerwartete Schlag getroffen, wie unbedacht und leichtsinnig er gehandelt, wie tief er die Eltern verwundet habe. Sie hoffe fest auf einen Ausgleich und bitte mit aller innigen Mutterzärtlichkeit, Joachim solle der ersten unüberlegten Handlung nicht eine zweite folgen lassen; sie habe eben an Leo geschrieben und ihn gebeten, sobald er Urlaub erhalten könne, zu ihm zu reisen, sie sei überzeugt, daß es der klaren Besonnenheit des Bruders gelingen werde, einen Ausweg zu finden, daß Joachim selbst im mündlichen Austausch mit Leo zur Klarheit gelangen und sich dann Alles besser gestalten werde, als sie jetzt zu hoffen wagten. Sie wolle ihm keine Vorwürfe machen, nicht von ihrem tiefen Schmerz, sondern nur von ihrer zärtlichen Liebe reden, und um dieser Liebe willen verlange sie nichts weiter von ihm, als das Versprechen, keinen Schritt eher zu thun, als bis er Leo gesprochen habe. Diesen Aufschub dürfe er dem zärtlichen, tiefbekümmerten Mutterherzen nicht abschlagen, und sie wisse gewiß, daß er ihr das Opfer bringen werde; wo es sich um ein ganzes Leben handle, könne es ja auf wenige Tage nicht ankommen. „Ich küsse und segne Dich, Du mein Schmerzenskind, tausend Thränen sind um Dich geflossen — ach, wüßtest Du, welch' namenloses Wehe Du Deiner alten Mutter bereitet hast, Du hättest doch vielleicht gezögert, den Eingebungen Deines heißen Herzens zu folgen,“ schloß der Brief, dessen Schrift von Thränen halb verlöscht war.

„Die gute Mutter,“ sagte Joachim leise; vor ihm stand das sanfte, bleiche Gesicht, auf dem stets ein Zug des Leidens lag, ihm that es wehe, daß er der Mutter Kummer bereitete — und doch — warten? worauf? wozu? Sich von Leo Vorwürfe oder gar Vorschriften machen lassen, denen er doch nicht folgen konnte? Er wußte ja von vornherein, daß dieser prosaische, nüchterne Mensch ihn nicht verstehen, ihn verdammen würde — was sollte also eine Begegnung zwischen ihnen!

Mit einem Seufzer griff er nach dem zweiten Brief vielleicht eine Epistel Charlottens. Ein Blick auf die Adresse, und er warf ihn, als ob er ihn brenne wie Feuer, auf den Tisch. Diese Handschrift, kein Zweifel, es war Melitta's! Was wollte sie von ihm, kam sie auf's Neue, ihre Netze nach ihm auszuwerfen? — er hatte nichts mehr mit ihr gemein! Freilich, lesen mußte er den Brief — er öffnete ihn und wollte es sich selbst verhehlen, daß seine Hände zitterten, sein Herz in stürmischen Schlägen klopfte.

Es waren nur wenige Zeilen. „Wir hatten Ihnen immer gesagt, daß wir bis zum Herbst in Hohenfichte bleiben würden, so vermuthen Sie uns natürlich jetzt dort. Doch haben sich die Dinge geändert, wir sind seit drei Tagen hier und hoffen unsere Freunde zwanglos wie sonst bei uns zu sehen. Sie gehören doch noch zu diesen? Ihre Abreise ohne Abschied bewies mir, daß Sie auch grollen können, hoffentlich aber nicht über Monate hinaus. Nicht wahr? Edwin spricht seit diesen drei Tagen fortwährend von Ihnen. Melitta.“

Joachim starrte auf das Blatt. „Melitta!“ wiederholte er, „Melitta!“ wie süß und hold ihm der Name klang, wie er Erinnerungen wachrief, Bilder hervorzauberte — die für ihn nicht mehr existiren durften.

Er durchmaß mit weiten Schritten das Zimmer, auf und ab — auf und ab — und dann war er plötzlich überzeugt, daß diese Zeilen Melitta's nur durch seinen Besuch beantwortet werden könnten — und weshalb auch nicht? Was hinderte ihn daran? Welch' ein Grund lag vor, der solchen Besuch unmöglich gemacht hätte? Vielleicht, ja sogar gewiß, wollte er ihr dann mittheilen, daß er verlobt sei und seinen Abschied eingereicht habe. Seinen Abschied? Die Mutter wünschte ja, er solle warten, bis Leo kam — was ihm vor einer Viertelstunde thöricht und unmöglich gedünkt, schien ihm jetzt plötzlich das Richtige; ändern konnte es nichts, Leo konnte ja die Thatsachen nicht umkehren, doch die Mutter bat darum, weshalb sollte er ihre Bitte nicht erfüllen. Sie hatte recht, was waren einige Tage, wo es sich um ein ganzes Leben handelte!

Weshalb sind Dagot's zurückgekehrt? fragte sich Joachim unzählige Male. Es war wie ein Fatum, das über ihm waltete, er hatte Melitta nicht wiedersehen wollen, und nun kam das Schicksal und zwang ihn dazu. Ja, ja, ein Fatum hatte ihn zu Therese geführt, ein Fatum zwang ihn jetzt zu Melitta.

Daß er am nächsten Vormittag in fieberhafter Aufregung die zu einer Visite geeignete Stunde erwartete und dann doch noch vorzeitig den Weg nach der Dagot'schen Wohnung antrat, das, sagte er sich selbst, war nur, weil er wünschte, daß dieser letzte Besuch, nichts als eine höfliche Form, hinter ihm läge.

„Nur Komtesse Melitta sei zu Hause,“ berichtete der Diener ihm auf seine Frage.

„So melden Sie mich bei ihr.“

Der Diener verschwand hinter der Thür. Joachim fühlte, wie ihm das Blut in den Schläfen klopfte — allein mit ihr — war das Absicht?

Der Diener führte ihn durch die Zimmerreihe, in das bekannte kleine Eckzimmer, in dem nur die nächsten Freunde empfangen wurden. Wie es ihn anheimelte, wie wohlig ihn diese unaufdringliche Eleganz, diese ruhige Vornehmheit umfing — nichts mehr für Dich, klang es in ihm.

Da hob sich die Portiöre und Edwin's Lockenkopf guckte hinein. Joachim wurde an seinen ersten Besuch erinnert, wo auch der Knabe hineinschlüpfte, nur daß er damals ihn schüchtern begrüßte, während er ihm heute mit einem Jubelruf an den Hals flog.

„Da sind Sie endlich! Das war aber nicht hübsch von Ihnen, daß Sie damals abfuhren, ohne Abschied zu nehmen, und Sie hatten mir doch versprochen, nach Hohenfichte zu kommen. Mama meinte, das ginge nicht, ohne daß Popa Sie eingeladen, aber wenn Sie nur noch einmal gekommen wären, hätte Papa es gethan,“ sprudelte es von des Knaben Lippen, „und dann wären wir zusammen spazieren geritten und gefahren, ich hätte Ihnen meine Ponies gezeigt und —“

„Willkommen, Herr von Steinitz,“ wurde Edwin's Plaudern unterbrochen; Joachim schob den Knaben von sich und wandte sich rasch um — Melitta stand vor ihm, im vollen Glanze ihrer Schönheit, ihn dünkte, blendender, strahlender, denn je.

„Gnädigste Gräfin, es war sehr überraschend, Sie wieder hier zu finden.“

Es kam stockend über seine Lippen, eine banale Phrase, während stürmische Gedanken durch seinen Kopf jagten und sein Blut wild durch die Adern trieben.

Sie lächelte. „Ich erzähle Ihnen, wie das kam; Du, schwatzhafter Bube, aber, mache, daß Du in's Lernzimmer kommst, Herr Holtmann wartet,“ wandte sie sich dann an Edwin, ihm einen liebevollen Schlag auf die Wange gebend.

„Ich muß doch zuvor Herrn von Steinitz Guten Tag sagen,“ schmollte Edwin.

„Ich denke, das ist geschehen,“ meinte Melitta. „Du wirst Herrn von Steinitz ja nun öfter wiedersehen, also gehe nur, ehe Herr Holtmann böse wird.“

„Ach, die Stunden bei Herr Holtmann sind gar nicht amüsant,“ klagte Edwin, ging dann aber doch.

Melitta setzte sich auf einen der niedrigen Polsterstühle, die in einer Ecke des Zimmers mit einem Divan eine Gruppe bildeten, und winkte Joachim, ebenfalls Platz zu nehmen.

„Wir hatten uns in Hochfichte kaum ein wenig heimisch gemacht, kaum das gänzlich umgebaute Haus durch allerlei Veränderungen in der Einrichtung, die man eben nur selbst versteht und anordnen kann, uns behaglich gemacht, als unter den Kindern der Fabrikarbeiter der Scharlach ausbrach; er trat bösartig auf und schon nach einer Woche waren einige Erkrankungen im Gut eingetreten, das eine Viertelstunde entfernt von der Fabrik liegt; da weder Edwin noch ich die heimtückische Krankheit gehabt, mußten wir natürlich Hohenfichte sofort verlassen. Mama wünschte in's Gebirge oder in ein Bad zu gehen, sie machte allerlei Vorschläge, doch es war nicht leicht, einen so schnellen Entschluß zu fassen, Papa ist auch schon ein wenig bequem geworden, Edwin's Unterricht hätte wieder unterbrochen werden müssen, und — ich benutzte alle diese Umstände zu meinen Gunsten, da ich am liebsten hierher zurückzukehren wünschte,“ gestand sie lächelnd, „so kamen wir, und ich bin glücklich, wieder hier zu sein.“

Sie schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort: „Wie schweigsam Sie geworden sind, wollen Sie mir denn nicht sagen, daß auch Sie unsere schnelle Rückkehr ein klein wenig freut?“

„O Gräfin, es war so unerwartet — ungeahnt, wenn Sie Alles wüßten!“

Sie nickte, als ob sie sagen wollte: Ich weiß es ja, denn wenn auch seine Worte nicht viel verriethen, so sprachen seine Augen beredt genug.

„Daß ich Ihnen schrieb,“ sagte sie, während ein zartes Roth ihre Wangen färbte, „war so natürlich, doch — braucht es Mama eben nicht zu erfahren, sie hält sehr viel auf die Decors.“

Joachim verneigte sich stumm, wieder trat eine Pause ein. Als sie anfing, beklemmend zu werden, begann Melitta: „Ich habe Ihnen von mir erzählt, nun aber möchte ich von Ihnen hören. Sie waren bei Ihren Eltern? Wie geht es Ihren Schwestern? Ich kenne sie ja Alle durch Ihre Mittheilungen.“

„Charlotte ist der gute Hausgeist, wie früher.“ erwiderte Joachim, „die Andern sind jugendfrisch und froh erblüht — ihnen ist das Leben noch ein Paradies — sie haben noch nicht vom Baum der Erkenntniß gegessen.“

Melitta sah ihn einen Augenblick forschend an, dann senkte sie den Blick und entgegnete: „Ich meine, die Frucht ist nicht immer bitter, wir haben das Kindheitsalter der Menschheit überwunden, sind zielbewußte Menschen geworden und für uns giebt es ein Wissen, das beglückt und alles Ahnen und Sehnen stillt.“

„Vielleicht ist es so für einzelne Bevorzugte, deren Lebensgang sich hoch über die Wolken erhebt,“ antwortete Joachim, „wir, die wir an dem Erdenstaub kleben, sind am glücklichsten, wenn wir noch im Traume wandeln und —“

„Wer nur Muth und Selbstvertrauen hat,“ unterbrach ihn Melitta, „läßt Staub und Wolken hinter sich und sucht Licht und Sonnenschein.“

Joachim fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Wenn er ihr jetzt Alles sagte! Er öffnete die Lippen — es mußte ja sein — und doch, er fand das Wort nicht, wie sollte er ihr Alles erklären, was hatte er denn auch zu erklären?! Wie sie so leicht und graziös sich an die Lehne des Stuhles geschmiegt hatte, wie der feine Wollstoff des Kleides in weichen Falten an ihrer Gestalt herabfloß, wie sie die schlanken weißen Hände im Schooß zusammengelegt hielt, und die Augen sinnend und strahlend aus dem feingeformten Gesicht blickten, es war ein Bild von fesselnder Schönheit und vollendeter Vornehmheit zugleich. Der Vergleich mit Therese drängte sich ihm ungesucht auf, ein bitteres Mitleid mit sich selbst erfüllte ihn.

Sie schien auf ein Wort von ihm zu warten, doch er schwieg. Plötzlich beugte sie sich vor und lauschte.

„Ich glaube, Papa kommt, zuvor noch Eins: wir schieden neulich nicht ganz als gute Freunde — wir mißverstanden thöricht Beide zufällig gewählte Worte, während wir doch im Grunde eines Sinnes waren. Und nun ist's vergessen, nicht wahr?“

Sie reichte ihm die Hand, die er stürmisch an seine Lippen zog. „Melitta, Sie sind ein Engel! O, wenn Sie wüßten, — ich verdiene so viel Güte nicht!“

Der Graf trat ein, so war für Joachim der Zwang da, sich zu sammeln und dessen Begrüßung gefaßt zu erwidern. Der Graf war von gewohnter Liebenswürdigkeit, äußerte sich erfreut, Joachim wiederzusehen, sprach von dem unangenehmen Zufall, der sie aus Hohenfichte zurückgeführt, von dem Sommerleben in der Residenz, von den letzten politischen Ereignissen, der neuesten literarischen Erscheinung, der Sängerin, die eben im Opernhause gastirte, und Joachim ging auf Alles ein, und bei dieser im Ganzen so gleichgiltigen Plauderei vergaß er, was seine Brust zusammengeschnürt, was wie ein Alp auf seiner Seele gelegen hatte, und er fühlte sich zum ersten Male seit Wochen zwanglos und frei.

Als er eine halbe Stunde später die Treppe hinabstieg, hatte er nicht nur des Grafen Aufforderung, wie sonst ein häufiger Gast seines Hauses zu sein, dankend angenommen, sondern auch zugesagt, am Abend in der Dagot'schen Loge der Aufführung einer neuen Oper beizuwohnen. Den Vorwurf, der sich in ihm regen wollte, beschwichtigte er damit, daß er ja seiner Mutter versprochen habe, bis zu Leos Ankunft keinen entscheidende Schritt zu thun, und daß es ihm also nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten sei, nichts zu thun und nichts zu unterlassen, was die Aufmerksamkeit seiner Kameraden oder gar seiner Vorgesetzten erregen könnte.

Melitta hatte sich unter einem Vorwande in ihr Zimmer zurückgezogen; es verlangte sie nach Alleinsein, um noch einmal die letzte Stunde im Herzen zu durchleben. Nun saß sie, die verschlungenen Hände im Schooß, und sah nachdenklich, ein Lächeln auf den Lippen, vor sich hin. Wie süß war es gewesen, ihn wiederzusehen, in dem Blick seines Auges zu lesen, an dem Druck seiner Hand zu empfinden, daß er sie liebte — und doch, er war anders gewesen als sonst, aufgeregt, unklar, wie unter einem Druck stehend; ob es noch die Nachwirkung jener letzten Begegnung war? Sie hatte es sich so leicht gedacht, das erste Wort von Liebe zu ihm zu sprechen, sie war ja seines Gefühls so sicher, wußte so gewiß, daß nichts als scheue Rückhaltung seine Zunge band, und nun, da er ihr gegenübergestanden, hatte ihr doch der Muth gefehlt, sie hatte es nicht vermocht zu reden. Weshalb denn aber auch? War es denn nicht schön, dieses köstliche Geheimniß in der Brust zu tragen, zu warten auf das, dessen Kommen sie als selige Gewißheit empfand, hatte sie ihm denn nicht genug gesagt, um jedes stolze Bedenken in ihm zu besiegen? — Gewiß, die Liebe würde endlich in ihm stärker sein als der Stolz, aber sie liebte ihn nur noch umsomehr um dieses Stolzes willen! —

Beinahe drei Wochen vergingen und noch standen die Dinge immer auf gleichem Punkt. Leo konnte nicht augenblicklich Urlaub erlangen, statt dessen schrieb er einen Brief an Joachim, der diesen zuerst in heftige Empörung versetzte, und den er dann zerriß und unbeantwortet ließ.

Frau Haftner hatte ihm zu häufige Besuche bei Therese untersagt, nun kam er, nicht einmal regelmäßig, zwei Mal wöchentlich; dann war er zerstreut, aufgeregt, in schnellem Uebergang leidenschaftlich zärtlich und schroff abwehrend; die Frage, die voll schmerzlicher Angst in Theresens Auge stand, die sie auszusprechen aber nicht wagte, schien er nicht zu verstehen, wenigstens beantwortete er sie nicht.

Therese schwieg, doch verriethen ihre gerötheten Augen die heimlich vergossenen Thränen. Fritz runzelte die Stirn, wenn er es sah, wenn aber Frau Haftner ein bitteres Wort über die vornehmen Herren sagte, „in deren Liebschaftsangelegenheiten sich ehrliche Leute nicht hineinmischen sollten,“ sagte er heftig: „Schweige, Mutter, Steinitz ist ein braver Mensch, er wird sein Wort halten.“

Joachim selbst sagte sich's von Stunde zu Stunde: ein gegebenes Wort ist heilig, du wirst es halten; er versuchte es, sich in jene erhöhte Stimmung zu versetzen, in der er einmal gemeint, sein eigenes Glück und Leben einsetzen zu müssen im Kampfe für die Rechte des Volkes, in der allerlei kühne und wirre Gedanken über einen Ausgleich zwischen Arbeit und Kapital, zwischen der Ueppigkeit auf der einen und dem Elend auf der anderen Seite in ihm errungen. Es war ein mühevolles, selbstquälerisches, ihn bis zu fieberischer Erregung anspannendes Ringen, und dann endlich riß ihn aus der Erschöpfung und Qual der Gedanke: Du hast versprochen zu warten, nutze die Frist, genieße das kurze Glück!

(Fortsetzung folgt.)

— Uebervortheilung. — (Beim Rapport.) „Herr Hauptmann, ich melde gehorsamst, i' will mich über 'n Koch beschweren!“ — „Weßhalb?“— „I' bitt', er übervortheilt uns beim Thee!“—„Ja, wieso denn?“ „No, 's heiße braune Wasser gibt er uns, ober die Blatt'ln frißt er selber!“

Leichenräuber in Washington.

Vor einigen Tagen wurde in unserer Bundeshauptstadt Washington eine Bande von Leichenräubern verhaftet, an deren Spitze ein angeblich 98 Jahre alter Mann Namens Percy Brown steht. Die eigentliche „Seele“ der Bande soll jedoch eine alte Hexe sein, die sich Maud Brown nennt, 78 Jahre alt ist und gleichzeitig mit ihren übrigen Genossen verhaftet und vor den Stuhl des Richters geführt wurde. Die Megäre sah abschreckend häßlich aus, erzählte aber über ihr Vorleben dem Richter eine interessante Geschichte, deren Wahrhaftigkeit sie übrigens durch Documente beweisen will.

Sie war in Rußland von reichen Eltern geboren und bereits im Alter von 8 Jahren mit einem Professor der Medicin an der Universität zu Petersburg verlobt worden. Ihr Bruder Percy war damals Student der Medicin auf derselben Universität. Der Professor war bereits 76 Jahre alt, als er Maud heirathete, und von der Zeit an trieb sie sich immer in den Hörsälen und den Secirzimmern der Universität herum, bis sie sich auf das Seciren besser verstand, als mancher Student. Sie war erst 17 Jahre alt geworden, als ihr Gatte starb, und sie stand damals in dem Ruf, die beste Kennerin der englischen Sprache in ganz Petersburg zu sein.

Zur damaligen Zeit brach der Krimkrieg aus. Die junge Wittwe, welche sich im Hause ihres Bruders aufhielt, wurde in einer Nacht, als sie in ihrem Zimmer schlief, durch eine laute Unterredung geweckt, welche zwischen ihrem Bruder und dem Premiermeister Gortschakow in einem Nebenzimmer geführt wurde. „Sie können meine Schwester nicht bekommen“, sagte Percy Brown. „Ich brauche sie aber,“ soll Gortschakow geantwortet haben. „Sie ist eine Tochter Rußlands und muß gehorchen, wenn das Vaterland sie ruft.“ Auf diese Worte hin erhob sich Lady Maud, wie sie sich damals nannte, von ihrem Bette, kleidete sich an und trat vor die beiden Männer. Gortschakow erklärte ihr, es sei der dringende Wunsch der Regierung daß sie sich auf den Kriegsschauplatz begebe und dort helfe, die den Engländern abgenommenen Depeschen zu entziffern. „Wir fangen jeden Tag englische Depeschen auf,“ sagte Gortschakow, „wir können jedoch nicht immer ihren Inhalt enträthseln, und Sie sollen uns dabei helfen.“

Die junge Wittwe erklärte sich sofort bereit, dem „ehrenvollen“ Auftrage zu folgen, und reiste binnen wenigen Tagen auf den Kriegsschauplatz ab, wo sie sich ungemein nützlich zu machen verstand. Eines Tages wollte es indessen das Unglück, daß während einer Schlacht eine Kugel in das Zelt geflogen kam, in welchem sich Maud aufhielt, und ihr das Gesicht auf eine wahrhaft furchtbare Weise zerfetzte, ohne sie indessen zu tödten. Sie verlor bei dieser Gelegenheit ein Auge und beschädigte sich auch das andere derart, daß sie später fast gänzlich blind wurde. „Lady“ Maud rühmt sich, der russische Prinz Michael habe damals die Absicht gehabt, sie zu seiner Frau zu machen, und nur die unheilvolle Kugel habe ihr die Aussicht auf eine glänzende Zukunft geraubt.

Die russische Regierung hatte ein Einsehen und bewilligte der Unglücklichen eine Pension von 15 Rubeln täglich. Mit diesem glänzenden Einkommen lebte sie in St. Petersburg äußerst behaglich, bis Zar Nicolaus starb. Der Nachfolger desselben konnte indessen „Lady“ Maud nicht leiden, er hielt sie für eine Spionin und verbannte sie aus ihrem Vaterlande. Die Pension wurde ihr natürlich gleichfalls entzogen. Maud machte sich mit ihrem Bruder Percy auf den Weg nach Amerika und kam nach Washington, wo sie bald unter die Leichenräuber ging. Sie verstand dies Geschäft so ausgezeichnet, daß sie mit Hilfe der von ihr gebildeten Bande nicht nur die medicinischen Lehranstalten in Washington, sondern auch in vielen anderen Städten des Landes mit Leichen versorgen konnte.

Jetzt ist es endlich gelungen, sämmtliche Mitglieder der Bande zu verhaften, doch liegt gegen sie kein directes Beweismaterial vor und es ist leicht möglich, daß sie wieder ihre Freiheit erlangen werden. Trotz der feierlichen Betheuerungen der alten Maud gibt es Leute, welche an ihre abenteuerliche Lebensgeschichte nicht glauben wollen.

Gefahren des Holzfällens.

Die Holzfäller sind immer mannigfachen Gefahren bei ihrer eintönigen und mühsamen Arbeit ausgesetzt, und diese Gefahren steigern sich noch immer am Schlusse der Saison, wenn es sich darum handelt, die im Walde geschlagenen Baumstämme von den Abhängen der Berge oder Hügel bis zum nächsten Fluß oder Bach zu befördern. Früher war die Ausbeute von Fichten und Tannen an den Ufern des Susquehanna in dem County Clearfield in Pennsylvanien besonders groß, doch hat sie im Laufe der Zeit derart abgenommen, daß man sich schließlich veranlaßt sah, in dem Delaware-Thal zum Niederschlagen von Schierlingstannen zu greifen, um auf diese Weise Material für die auf Rinde angewiesenen Gerbereien zu bekommen. Man hat sich überzeugt, daß die in den Counties Potter, Elk, Clearfield, Sullivan, Cameron, McKean und Warren in Pennsylvanien befindlichen Wälder von Schierlingstannen sich ganz ausgezeichnet für Gerbereizwecke eignen, und in Folge dessen werden jetzt diese Wälder auf eine sehr ausgedehnte Weise ausgebeutet.

Die gefahrvollste Zeit für den Holzfäller naht dann heran, wenn es sich, wie oben bereits angedeutet, darum handelt, die Baumstämme zu Thal zu bringen.

Man hat zwei Methoden der Beförderung. Entweder schichtet man die Stämme sorgfältig der Reihe nach auf, so daß sie bei der Fahrt nach unten dahingleiten, wie ein Schlitten, oder man läßt sie kreuz und quer übereinander liegen und spart sich die Mühe, ihre Fahrt in's Wasser zu regeln. Sehr häufig geschieht es dabei, daß die einzelnen Baumstämme aus ihrer Lage gerathen und sich so fest klemmen, daß sie die ganze Ladung auf diese Weise festhalten. Die Fäller müssen dann mit ihren Aexten prompt zur Stelle sein und den „unterbrochenen Lauf“ der Stämme wieder in Gang bringen, wobei es sich durchaus nicht selten ereignet, daß sie von den Stämmen überholt und zerquetscht werden. Man findet in den Zeitungen nur selten Berichte über Unglücksfälle, von denen die Holzfäller im Walde betroffen worden sind. Niemand spricht gern davon, am wenigsten die Speculanten, welche auf diese Weise Leute zu beschäftigen pflegen.

Gelingt es, einen in's Stocken gerathenen Haufen gefällter Baumstämme wieder in Gang zu bringen, dann stürzt er sich in den meisten Fällen mit donnerndem Getöse in die Tiefe und wühlt das Wasser derartig auf, daß es sich zu beiden Seiten haushoch aufbäumt und erst im Niederfallen wieder in sein altes Bett brausend zurückstürzt. Es geschieht durchaus nicht selten, daß eine besonders große Ladung Baumstämme das Wasser bis 50 Fuß hoch in die Höhe treibt, sodaß sich zeitweilig im Flußbett fast gar kein Wasser mehr befindet.

— Die „Megäre von Poltawa“, — so bezeichnen mit vollem Recht russische Blätter die zweite Frau des Edelmanns Kuschtschinski, eine Schülerin des Nikolai-Instituts und erst 23 Jahre alt, welche jetzt endlich gerichtlich belangt wurde, nachdem sie drei volle Jahre hindurch ihr kleines Stieftöchterchen Martha systematisch zu Tode gequält, ohne daß ihr Mann, der Vater des Kindes, oder die Nachbarn, welche von alle den Rohheiten wußten, dagegen eingeschritten! Die kleine Martha schwoll vor Hunger an, und man gab ihr nichts zu essen, sie hörte auf, den Hunger zu fühlen, und man schlug sie ins Gesicht und trat ihren Körper mit den Absätzen. Es peinigten sie Insecten, die sich in den Ohren und Augen des Kindes ihre Nester gemacht, es weinten und härmten sich um sie drei benachbarte jüdische Frauen, die Eltern hielten sie jedoch unter dem Ofen, wobei sie sie zwangen, sich auf einer schmutzigen Bastmatte ohne Kissen und Decke zu wälzen. Als endlich die scharfen Säfte des hungrigen Magens von selbst auszufließen und die Haut und die Gewebe der Dulderin bis zu offenen, eiternden Wunden durchzufressen, und das Kind, das bei lebendigem Leibe der Auflösung nahe, zu riechen begann, warf die Stiefmutter dasselbe einfach für die Nacht auf den Hof. Am 14. April vorigen Jahres endete die furchtbare, drei Jahre lang dauernde Existenz, nachdem das Kind die Nacht vom 12. auf den 13. April vor der Thür zubrachte und wimmernd und mit Thränen in den Augen gebeten hatte, ihm, wenn auch nur unter dem Ofen, ein Obdach zu gewähren! Es ist unmöglich, das Obduktionsprotokoll dieses unglücklichen Geschöpfes zu lesen, ohne vor Schrecken starr zu werden. An dem ganzen Körper desselben wurde nicht ein Stückchen Fett gefunden. Das Herz hatte die Farbe von gekochtem Fleische, im Kopfe erwies sich anstatt des Gehirns —Wasser, die Wände des Magens und der Gedärme waren durchsichtig, und in diesem Magen fand man anstatt der Nahrung ein Klümpchen von Lehm und Kohle! Nicht ein oder zwei Tage, nicht einen Monat, nein, 3 ganze Jahre dauerte diese maßlose Quälerei fort! Und wer quälte dies arme Wesen? Eine gebildete junge Frau, die Schülerin eines Institutes. Ihr 40jähriger Mann jedoch schaute dem zu und sah und wußte von alledem nichts. Einmal hat dieser mitleidige Vater, an einem Weihnachtstage, als das Kind vor Hunger schon aufgeschwollen war, ihm ein Stück Kuchen gegeben, ein zweites Mal ihm den Kopf mit Quecksilbersalbe eingeschmiert. Hierauf beschränkten sich seine väterlichen Sorgen und Verdienste. Lange, fürchterlich lange hat sich das kleine Mädchen gequält; endlich erbarmte sich Gott desselben und sprach sein „Genug“ aus. Und jetzt, erst jetzt, nachdem das Kind so fürchterlich ausgelitten hat, tritt auch die menschliche Gerechtigkeit in den Vordergrund mit all ihren zarten Formen und allen möglichen Garantien. Konnte man nicht denn schon damals den Qualen des Mädchens ein Ende setzen, als die jüdischen Frauen Surah, Itta und Dwira Rosenberg, ungeachtet der Scheltworte der Stiefmutter, der Martha Kuschtschinski hin und wieder ein wenig Speise gaben?....

— Leichte Züchtigungen, welche in Deutschland die Herrschaften ihren Dienstboten zukommen lassen, sind nur dann straflos, (aber doch straflos!) wenn erstere durch ein grobes und widerspenstiges Verhalten schwer gereizt wurden, und die Züchtigung auf der Stelle erfolgte. Die Kaufmann'schen Eheleute in Berlin hatten im Frühjahr eine Dienstmagd, welche nach der Beschreibung der Frau E. der Inbegriff aller weiblichen Untugenden gewesen sein muß. Fast täglich kam es zu unliebsamen Auftritten. Eines Tages erfuhr Frau E., daß ihre Magd einen Auftrag, den sie ihr vor acht Tagen gegeben, immer noch nicht ausgerichtet hatte; sie rief sie in die Stube, hielt ihr die Pflichtvergessenheit vor und versetzte ihr ein Paar tüchtige Ohrfeigen. Die Gezüchtigte erstattete Anzeige und hatte auch die Genugthuung, daß ihre Herrin wegen Mißhandlung vom Schöffengericht zu 30 M. verurtheilt wurde. Frau E. legte Berufung ein und versuchte jüngst vor dem zweiten Richter den Nachweis, der Charakter ihrer ehemaligen Dienstmagd sei ein derartiger, daß die derselben ertheilte fühlbare Zurechtweisung durchaus am Platze gewesen sei, da das mündliche Verfahren sich stets als erfolglos erwiesen hatte. Trotzdem der Gerichtshof der Angeklagten vollen Glauben schenkte, verwarf er doch die Berufung, da einer Herrschaft das Ausüben des Züchtigungsrechts in der vorliegenden Form nicht gestattet werden könne. Etwas Anderes wäre es gewesen, wenn die Dienstmagd ihre Herrin durch eine grobe und unpassende Entgegnung gereizt hätte.

— Man schreibt aus Schlesien, 5. Januar: Die allzu strenge Kälte in den letzten Tagen hat in Schlesien sehr viel Menschenleben gefordert. Bei einem Umzuge von Scharley nach Bobrek (Kreis Beuthen) erfror einer Familie ein Säugling. Obgleich die Mutter denselben wohlverwahrt an der Brust hielt, war er doch der Kälte erlegen. — Einer anderen Arbeiterfamilie, welche auf Schlitten ihren Umzug von Peiskretscham nach dem Dominium Lubie hielt, erfror eines der Kinder trotz Verpackung in Betten. Alle Wiederbelebungsversuche waren ohne Erfolg.— In Kosel erfror in der Sylvesternacht ein Nachtwächter. Derselbe hatte in üblicher Weise in verschiedenen Localen den Gästen die Mitternachtsstunde angezeigt und bei der Gelegenheit mehr eingeschänkt bekommen und getrunken, als ihm dienlich war. Er ist in Folge dessen auf der Straße eingeschlafen und nicht mehr zum Leben erwacht. — In Schwientochlowitz ist ein Arbeiter in der Nähe von Martinschacht erfroren worden.—Der Eisenbahn-Arbeiter W. Pätzold aus Glogau wollte am Sylvester-Abend seine in Bansau wohnende Mutter besuchen und benutzte, um dorthin zu gelangen, von Hermsdorf aus einen Feldweg. Am Neujahrstage Nachmittags fand man seine Leiche neben einem ihm gehörigen Koffer, etwa 300 Schritt von Bansau entfernt. Jedenfalls ist der Verunglückte, durch die Ueberwältigung der Schneemassen auf dem schlechten Wege erschöpft, vom Schlage getroffen worden und bei der strengen Kälte erfroren. — Fortwährend laufen noch Nachrichten ein über Auffindung von Erfrorenen.

— Aus Thüringen, 13. Januar, wird berichtet: Einem merkwürdigen Zufall hatte neuerlich ein Schreiber in Eisenach seine Lebensrettung zu verdanken. Derselbe hatte an einem Bahnübergange die Barrière, welche ihm wahrscheinlich zu lange geschlossen erschien, eigenmächtig geöffnet. Eben im Begriff, den Uebergang zu passiren, erfaßte ihn die heransausende Maschine des Frankfurt-Berliner Nachtschnellzuges und gab dem jungen Mann einen solchen Stoß, daß ihm Hören und Sehen verging. Er stürzte dabei mitten in's Geleise, und im nächsten Augenblick donnerte der Schnellzug über ihn hinweg, ohne ihn jedoch im Geringsten zu verletzen. Lediglich eine kleine Kopfwunde, die durch den Stoß der Lokomotive verursacht worden, war zu konstatiren. In einigen Tagen dürfte der so glücklich dem Tode Entronnene wieder hergestellt sein.

Lebensbilder aus der Frauenwe[lt]

Von v. Mitis.

Die Ballkönigin.

Der Rose gleich umschwärmt von Faltern,
Die schmeicheln ihrem stolzen Sinn —
Als gäb's kein Sterben und kein Altern,
Strahlt sie, des Balles Königin!

Ist sie die Schönste nur von Allen,
Nach neu'stem Schnitte nur ihr Kleid;
Sie will nur glänzen und gefallen,
Erregen aber Andern Neid!

Nicht pochte es in ihrem Herzen,
Vernähme sie den wärmsten Schwur;
Sie will nur tändeln, geistreich scherzen,
Sie will sich amüsiren nur.

Verächtlich schaut sie auf die Laffen,
Die sich um ihre Huld bemüh'n —
Sie ist zur Liebe nicht geschaffen,
Und ungeliebt wird sie verblüh'n!

Der Blaustrumpf.

Sie schreibet in düsterer Stube
Einen endlosen Schauerroman.
Es schreiet dazu ihr Bube,
Sie kehrt sich nicht daran!

Sie schreibt für die reifere Jugend
Der Liebe Leid und Glück,
Sie schildert das Laster, die Tugend
Und des Menschenherzens Geschick!

Leihbibliothekenfutter,
Vergänglich wie Welle und Wind! —
Beklagenswerthe Mutter — —
Beklagenswertheres Kind!!

Verdorbener Spaß!

Aller Anfang, Wachsen, Werden,
Es erfreut uns ohne Maß,
Aber daß das — End' nie ausbleibt,
Das verdirbt den ganzen Spaß.

— Einen Widerruf, wie ein Beleidigter ihn kräftiger nicht wünschen kann, veröffentlicht in seiner letzten Nummer der „Afrikaanse Patriote“, eine Zeitung im Transvaal. „Ich Unterzeichneter A. C. du Plessis“, heißt es da, „nehme hierdurch alles das zurück, was ich gegen den unfehlbaren Herrn Bezuidenhout ausgesprochen habe. Ich bekenne, ein nichtswürdiger Lügner zu sein, und mich auf den Mund schlagend rufe ich: „Giftiger Mund, warum entstellst du also die Wahrheit?“ Außerdem bekenne ich, nichts für den Ruf des Herrn Bezuidenhout Nachtheiliges zu wissen. Und ich gestehe nochmals, daß ich ein Lügner höchsten Grades bin! gez. A. C. du Plessis. Zeugen: J. du Plessis, J. C. Holmes.“

— Verfehlte Speculation. Der Doctor Schneidle hat ein Auge auf die Tochter des Bankier Goldreich geworfen und diesem, um ihn für sich zu gewinnen, nach vierwöchentlicher Behandlung eine spottbillige Note gemacht. Als er darauf um die Hand der schönen Josephine anhält, sagt der Bankier: „Ihnen, Herr Doctor, kann ich meine Tochter leider nicht geben!“ — „Wieso?“ meint der Arzt. — „Ei, Sie verstehen es ja nicht einmal, ordentliche Rechnungen zu machen!“

— Einen Jux will er sich machen. — Richter (zum Angeklagten): Sie haben in dem Glaswaarengeschäfte von Mayer & Co. mit schweren Steinen sämmtliche Spiegelscheiben und fast alle Waaren zertrümmert. Warum haben Sie das gethan? — Bettler: Wissen S', Herr Richter, an dem Tag hab' ich mein Namensfest gefeiert und da hab' ich mir halt auch einen Jux machen wollen.

— Ein Ehepaar vom Lande besucht in der Stadt einen Markt und besieht sich einen Riesen, welcher in einer Schaubude für Geld gezeigt wurde. Als Beide den Markt wieder verließen, sagte der Bauer nichts, die Bäuerin aber bricht seufzend in die Bemerkung aus: „Ein Riese! Ja, ja! Wie lange muß sich eine arme Frau plagen, bis sie einen Riesen zur Welt gebracht hat.“

— Nicht des Geldes wegen. A.: „Sie haben St.'s Wittwe geheirathet? Gute Partie, was? Der alte St. soll ihr 200,000 Thaler hinterlassen haben.“—B.: „Ach, mein Lieber, denken Sie nur nicht, daß ich sie der 200,000 Thaler wegen geheirathet habe! Ich hätte sie auf Wort auch genommen, wenn sie mir blos 100,000 mitgebracht hätte.“

— Der höchste Grad von Schwäche. — Guten Tag, Frau Huber! Wie geht es denn Ihrem Herrn Gemahl, ich habe ihn recht lange nicht gesehen. — Ach Gott, Frau Müller, er wird alle Tage schwächer — er kann schon nicht mehr sein Wort halten.

— Niemals unentgeltlich. Frau: Lieber Emil, ich habe heute so Stechen in der Seite. — Arzt: Da mußt Du Dich schon an einen anderen Doktor wenden! Du weißt ja, ich behandle principiell Niemand unentgeltlich.

— Concert-Effect. „Wie haben Sie sich neulich im Harmonie-Concert amüsirt, Herr Müller?“ — „Wie man's nimmt. Mein Minchen konnte sich nicht satt sehen, mein Dorchen nicht att hören und ich nicht satt essen!“

— Das gräßliche Unglück. Mann: Hast denn auch scho' das gräßliche Unglück g'hört? — Frau: Nein! Was ist denn um's Himmelswillen passirt? — Mann: Entsetzlich! Auf'm Salvatorkeller is 's Bier ausgegangen.

— Am Sedantage. Festredner: Ja, meine Herren, wir können stolz sein auf die Epoche in der wir geboren! Blicken wir zurück, welche Zeit ist es?! (Pause.) — Schusterjunge: Dreiviertel uff sieben!

— Student: „...Also fünf Mark bekommen Sie noch! Ich kann sie Ihnen leider nicht baar geben; hier habe ich aber eine Hose, die mindestens noch acht Mark werth ist — können Sie mir die wechseln?“

— Was ist unanständig? Wenn einem ein so kleines Beefsteak servirt wird, daß man sich schämt, es als Anstandsrest zurückzulassen!

— Ehrliche Auskunft. Onkel: „Du willst schon wieder Geld? Wohin soll das führen?“ Student: „In's Cafe, lieber Onkel!“

— Enfant terrible. Dame: Sie haben heute eine wundervolle Rede gehalten — wir waren auf der Tribüne. Abgeordneter: Sehr schmeichelhaft, gnädige Frau. Backfisch: Aber Sie sprachen zu so leise — wir konnten kein Wort verstehen.

— Hyperbel. Berliner (auf dem Lande): Wißt Ihr, von de riesige Ausdehnung Berlins habt Ihr keene Ahnung. Da essen de Leute schon uf det eene Ende zu Mittag un uf' andere werden eben erst de Laternen anjestochen.

— Voraussicht. Lischen (die sich eine Tasse Milch über ihr Kleid gegossen): „Du, Papa! Zu Hause wirst Du von der Mama noch gezankt!“ Papa: „Ich? Und Du hast doch die Milch verschüttet!“ Lischen: „Ja, weil Du nicht besser auf mich aufgepaßt hast.!“

— Heiteres. Pfarrer: „Warum geht denn Dein Vater betteln, statt, wie es ihm gehört, zu arbeiten? — Bub': „Damit er Geld zum Schnapstrinken bekommt!“ — Pfarrer: „Aber warum trinkt denn Dein Vater Schnaps?“ — Bub': „Damit er Courage zum Betteln bekommt!“